



DEFNE SUMAN

TOCHTER
EINER
LEUCHTENDEN
STADT

ROMAN



ulstein

DEFNE SUMAN wurde in Istanbul geboren und wuchs auf der Insel Prinkipo auf. Sie studierte Soziologie an der Bosphorus-Universität und arbeitete anschließend als Lehrerin in Thailand und Laos. Später setzte sie ihre Studien in Oregon, USA, fort und lebt heute mit ihrem Mann in Athen.

GERHARD MEIER, geboren 1957, lebt in Lyon und übersetzt literarische Werke aus dem Türkischen und Französischen, unter anderem von Orhan Pamuk, Henri Troyat und Sait Faik. 2014 erhielt er für sein Gesamtwerk den Paul-Celan-Preis.

Defne Suman

Tochter einer leuchtenden Stadt

Roman

Aus dem Türkischen von Gerhard Meier

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2024

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,
Berlin 2023/List Verlag

© 2016 by Defne Suman

Titel der türkischen Originalausgabe: *Emanet Zaman*
bei Doğan Kitap, Istanbul, 2016

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,
nach einer Vorlage von Claudia Niere, München

Titelabbildung: © Alice Rudolf

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Aldus Nova Pro

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06931-9

Für alle, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden ...

Ob's dunkelt
oder tagt,
Jasmin
bleibt weiß

Y. SEFERIS

Deutsch von Andrea Schellinger

Es lassen sich viele Geschichten erzählen, die mit
Freitags Sprache zu tun haben, doch die eigentliche
Geschichte kennt nur der stumme Freitag.

J. M. COETZEE

MR. CRUSO, MRS. BARTON UND MR. FOE

Vorwort

Anfang des 20. Jahrhunderts galt Smyrna, das heutige Izmir, als osmanische »Stadt der Städte«. Griechen, Türken, Armenier, Juden und Europäer lebten Seite an Seite in der kosmopolitischen Hafenstadt an der Ägäis. Nach dem Zerfall des Osmanischen Reichs sind 1919 die Griechen einmarschiert, um von dort aus den Traum eines »Großen Griechenlands« wahrzumachen und nach Anatolien vorzustoßen. 1922 wird die Stadt von den türkischen Truppen Mustafa Kemals zurückerobert. Am 9. September bricht ein gewaltiges Feuer aus und zerstört die griechischen und armenischen Stadtviertel bis auf die Grundmauern. Der Brand besiegelte den Sieg der Türken im Türkisch-Griechischen Krieg und bedeutet das Ende der einzigartigen Metropole. Alle Nicht-Muslime werden für immer aus ihrer Heimat vertrieben.

I

Die Tore zum Paradies

Als ich der Asche der verlorenen Stadt entstieg,
Nannten sie mich Scheherazade.
Seit meiner Geburt
mag ein Jahrhundert verflossen sein,
doch mein Leben,
das mich zu ewigem Schweigen verdammt,
ist noch nicht zu Ende.
Mag meine Zunge auch gehemmt sein,
so werde ich doch alles erzählen.
Auf dass im Turm dieser auffälligen Villa
der Tod mich finde ...

Der erste September

Meine Geburt fiel auf den warmen, orangeglühenden Abend, an dem Avinash Pillai in Izmir ankam.

Nach dem gregorianischen Kalender schrieb man das Jahr 1905.

Es war September.

Als das Passagierschiff Afrodit mit dem indischen Spion an Bord sich dem Hafen näherte, war ich noch nicht geboren, doch in die dunkle Höhle, in der ich seit Monaten saß, drang ein zarter Lichtschein. Meine Mutter konnte nicht aufstehen, was aber nicht meiner Last geschuldet war, sondern dem Opium, das sie aus einer zwischen Mittel- und Ringfinger gehaltenen Pfeife einsog. Sie blickte zum Fenster, zu den in den Armen des Windes wie trunken tanzenden Gardinen.

Das Jahr zuvor – oder war es schon zwei Jahre her? – hatte sie auf dem Sommerball eines Clubs in Bornova – wie die Türken Bournabat nannten – mit einem englischen Eisenbahningenieur getanzt, der sie übers Parkett gewirbelt hatte wie jene Gardinen. Wie hieß der Mann noch mal? An seine hervorstehenden Wangenknochen konnte sie sich erinnern, an seine gekonnten, doch seelenlosen Tanzschritte, und auch daran, dass er in einem Haus nördlich des Quais wohnte, doch sein Name war ihr entfallen. Mister wie noch mal? Mister Irgendwie. Irgendein seltsamer Name. Sie hob den Kopf und zog wieder an der Pfeife. Vor ihren schwarzen Augen schwammen violette Ringe, und Mister Irgendwie schwebte übers Parkett davon.

Während die elegante Afrodit am Hafeneingang war-

tete, stand Avinash Pillai auf dem Deck zweiter Klasse. Er wusste weder von meiner Mutter noch von mir und war ganz damit beschäftigt, mit geschlossenen Augen und zum Himmel gerichteter Nase wie ein Wildtier die Luft einzusaugen. Bei Sonnenuntergang stieß die Erde den Atem aus, den sie den ganzen Tag über angehalten hatte, und es lag nicht mehr der Geruch nach Kohle und kaltem Eisen in der Luft, dessen der Inder während der tagelangen Überfahrt überdrüssig geworden war, sondern das würzige Aroma von Blumen und Kräutern. Rose, Zitrone, Magnolie, Jasmin, und aus der Tiefe heraus auch ein wenig Bernstein ...

Mit der langen, feinen Nase, die seinem dunklen Teint das Gepräge eines osmanischen Sultans verlieh, vermochte Avinash Pillai die Nuance jedes Duftes zu identifizieren, jede einzelne seiner Schichten, geradeso, als führte er beim Fastenbrechen seinem Mund einen lang entbehrten Leckerbissen zu. Besonders gut gelang ihm das bei Rosen. Mit geschlossenen Augen konnte er eine rote Rose von einer weißen unterscheiden. Irgendwo in der Stadt, an deren Ufer es rot und rosafarben funkelte, wohnte Yakumi Bey. Den Inder interessierten weder die Stadt an sich, in der Milch und Honig flossen, noch ihre legendären Frauenschönheiten, er dachte einzig und allein an jenen halbdunklen Raum, von dem Yakumi Bey in seinen Briefen berichtet hatte ... In der Werkstatt hinter seiner Apotheke extrahierte der alte Chemiker aus den seltensten Rosen, die ihm aus dem gesamten Reich geschickt wurden, exquisites Öl.

»Worauf wartet der Kapitän noch?«

»Er muss wohl erst den Frachter dort vorbeilassen.«

Auf dem elektrisch beleuchteten Oberdeck standen, teure Zigarren schmauchend, Herren in Frack und Zylinder und murrten, dabei hatten sie die lange Fahrt von Ale-

xandria nach Rhodos und von dort über Leros und Chios bis nach Izmir geduldig über sich ergehen lassen.

»Nein, der Frachter läuft gar nicht aus, sehen Sie nicht, an den fährt erst ein Lastkahn heran, da ist Kohle drin. Der wird erst beladen.«

»Den meine ich doch gar nicht, sondern den anderen, zu dem sie die Tabakballen hochhieven. Der steht schon seit zwanzig Minuten da.«

»Meine Herren, diese Schiffe fahren in den Hafen gar nicht hinein, dort ist das Wasser nicht tief genug. Ein unerfahrener Kapitän fährt da leicht auf Grund. Es hilft nichts, wir müssen auf Ruderboote warten.«

Durch die vom Quai herüberdringenden Klänge, das Klingeln der Trambahn, das Rattern von Rädern und das Klappern von Pferdehufen wurden die Herren an Vergnügungen erinnert, die sie auf See fast vergessen hatten. Manche hätten gar schwören können, aus den Nachtclubs am Quai Frauenlachen zu hören. Während im fayenceblauen Wasser Lotsenboote, gesprenkelte Segelschiffe, Frachter und Passagierschiffe an ihnen vorbeizogen, sahen die Männer minütlich auf ihre Taschenuhren.

»Jetzt sind wir so nah am Festland und können es doch nicht betreten, das ist ja unerträglich. Wo bleiben nur die Boote?«

Avinash ging aufs Hinterdeck, vergewisserte sich, dass niemand ihn sah, und faltete die Hände vor der Brust. Da er nunmehr für das Vereinigte Königreich tätig war, musste er zwar so europäisch wirken wie möglich, doch andererseits war er der Enkel eines heiligen Mannes, der in einem Kloster am Fuße des Himalajas darauf wartete, in Gottes ewige Gnade einzugehen. Es war nun Zeit, dem Allmächtigen dafür zu danken, dass er Avinash auf seinem Weg von Colombo nach Port Said, auf der Fahrt in einem

dunklen Zug nach Alexandria und während der Schiffs-
passage auf der Afrodite sicher durch mühselige Tage und
stürmische Nächte geleitet hatte.

Der Inder wandte das Gesicht der Sonne zu, die wie
eine rote Eiskugel ins Meer hineinschmolz, und schloss
die Augen.

»*Om Namah Shivaya*. Mächtiger Shiva, Dir sei Dank
dafür, dass Du uns vor Unfällen und vor Missgeschick, vor
Katastrophen und Krankheiten bewahrt und uns heil an
die Gestade dieser herrlichen Stadt geführt hast ...«

Plötzlich kam auf dem Deck ein heftiger Wind auf. Jener
war bekannt dafür, dass er in der Dämmerung einsetzte
und selbst an heißesten Tagen für Abkühlung sorgte.
Manchmal war er sich seiner Kraft nicht recht bewusst
und blies wie ein gutmütiger Riese alles über den Haufen,
sodass er unwillkürlich Fischerboote zum Kentern brachte
und sich einen Sack Flüche zuzog. An jenem Abend war er
von harmloser Natur. Erst streichelte er das Eisengestänge,
von dem die grüne Farbe abblätterte, dann wehte er dem
jungen Mann die Melone vom Kopf und fegte sie zwischen
die leeren Liegen an der Treppe. Avinash reagierte nicht
sogleich. Sein Großvater hatte ihm beigebracht, selbst in
Momenten größter Aufregung – und sogar gerade dann –
ein Gebet nicht zu unterbrechen, sondern es gebührend
zu Ende zu bringen. Sich irdischen Dingen zuzuwenden,
ohne sich von den Göttern zu verabschieden, bringe Un-
glück. Rasch führte er die gefalteten Hände zwischen die
Augenbrauen, an die Lippen und zuletzt an die Brust.

»Allmächtiger, Du bist groß und bewirkst Wunder. Wir
liegen in Deiner Hand. *Om Namah Shivaya*.«

Dann erst eilte er seiner Melone hinterher. Er fühlte
sich schuldig, weil er sein Gebet nicht ganz zu Ende ge-
sprochen hatte.

Als wollte der Wind ihn daran erinnern, dass das Leben zu kurz und zu schön war, um es mit Schuldgefühlen zu vergeuden, blies er den Hut noch einen Schritt weiter und fuhr dem Mann zwischen die rabenschwarzen Locken. Die aber waren so dicht und üppig wie bei den armenischen Mädchen, die beim Wäscheaufhängen immer Lieder sangen. Boote magst du zum Kentern bringen, aber solche Haare verwirrst du nicht! Pfeifend glitt der Wind den Hals hinunter in das seidene Hemd des Mannes. Avinashs Haut mochte so samtbraun sein wie die der orientalischen Sklaven, doch den Europäern, denen es an der Uferpromenade den Hut vom Kopf wehte, war er mit seinem Auftreten überlegen. Nun, ein Maharadscha war er nicht, schließlich reiste er zweiter Klasse, doch in seinen spitzen Schuhen trat er selbstbewusster auf als die Herren auf dem Oberdeck. Im rechten Ohr trug er, wie die Levantiner, einen smaragdnen Ring, und in der Westentasche ein grünes Taschentuch aus derselben Seide wie seine Krawatte.

Der Wind fuhr noch einmal um Avinash herum, brauste ihm in den Ohren, dann trug er seinen würzigen Atem zum anderen Ende der Bucht, zur Terrasse der Villa, in der meine Mutter und ich die letzten Stunden unseres innigen Zusammenlebens verbringen sollten. Meine Mutter blinzelte argwöhnisch zu den tanzenden Gardinen. War da jemand? Doch die gläserne Welt im obersten Geschoss der Villa war an jenem Abend fern von der Afrodite und außerhalb des Blickfelds des jungen Inders.

Über einen Zufall zwinkert Gott uns manchmal zu, und so sollte ich – Jahre später – die Umstände meiner Geburt ausgerechnet von dem indischen Spion erfahren, der damals in der Stadt ankam. Und als er durch ein altes Foto auf mein Geheimnis kam, blickte er wiederum – wie am Abend meiner Geburt – von einem Schiffsdeck auf die Stadt.

Auch damals war es September.

Jedoch ein ganz anderer September ...

Anders insofern, als die Stadt, die zum Zeitpunkt meiner Geburt mit ihren Kuppeln, ihren Minaretten, ihren kleinen Häusern mit den Ziegeldächern golden glänzte, siebzehn Jahre später Feuer speien wird wie ein wütendes Ungeheuer. Und der Wind, der dem jungen Spion schelmisch den Hut vom Kopf wehte, wird an jenem anderen Abend beißende Gerüche auf das Schiffsdeck treiben. Es wird nach Petroleum riechen, nach verglühenden Reifen, nach allem, was ein Raub der Flammen wird: jahrhundertealte Platanen, Feigenbäume, die ihre milchigen Früchte abwerfen, einstürzende Kirchen, Klaviere, mit Goldschnitt verzierte Bücher.

Der Wind, der heute Avinash lehren möchte, sein kurzes Leben nicht mit Schamgefühlen zu vergeuden, wird in jener Nacht ungeheuer anschwellen, und die Tausenden von Armseligen, die sich am Quai entlangdrängen, werden bezeugen können, dass nicht nur Wasser den Menschen ersticken kann, sondern auch Luft.

Aber bis dahin ist es noch lang ...

Verbleiben wir vorerst an dem sanften orangefarbenen Abend, an dem ich geboren bin. Während ich damit beschäftigt bin, den Gebärmutterhals meiner Mutter zu dehnen, geht Avinash wie ein Schüler, der gleich aufgerufen wird, die Dörfer und Stadtviertel durch, die er bisher nur aus Büchern gelernt hatte. Das da vorne ist Kokaryalı, dahinter kommen Göztepe, Karantina, Salhane, Karataş, Bahribaba. Von der Afrodite aus noch nicht zu sehen ist das hufeisenförmige neue Gebäude jenseits des Zolls: die Hümayun-Kaserne, im Volksmund Gelbe Kaserne genannt. Avinash wusste, dass dort sechstausend modern ausgebildete Soldaten stationiert waren.

Das war von Bedeutung.

Zu seinen Aufgaben gehörte es, das Vertrauen solcher Soldaten zu gewinnen. Der Secret Service überwachte in allen osmanischen Städten von Saloniki bis Smyrna die dort kasernierten Truppen. Avinash sollte sich im Türkenviertel niederlassen und sich in Kaffeehäusern und auf Märkten unter Soldaten mischen. Wo sich Europäer trafen, musste er sich zu ihnen gesellen, um den Machenschaften der Franzosen und Italiener auf die Spur zu kommen. Ihm schnürte es den Magen zu.

Und wenn er seiner Aufgabe nicht gerecht wurde?

Und wenn er mit den mühsam erlernten Fremdsprachen doch nicht zurechtkam?

»Du bist befähigt, du bist tatkräftig, und du bist jung. Keine zwei Monate, und du redest besser als die Einheimischen.«

So hatte sein Lehrer in Oxford ihn motiviert.

»Nicht umsonst haben wir uns für dich entschieden. Vertrau uns. Du bist für diese spezielle Aufgabe wie geschaffen.«

Fürs Erste lag ihm die Aufgabe schwer im Magen.

Unter den Achseln seines Seidenhemds hatten sich zwei dunkle Schweißflecke gebildet. Er warf einen Blick aufs leere Deck, dann roch er an sich und verzog das Gesicht.

Als Erstes musste er irgendwo unterkommen und sich waschen. Er spähte über die Reling. Man hatte schon damit begonnen, das Gepäck der Reisenden in die Ruderboote hinabzulassen, die das Schiff umzingelt hatten wie Piratengefährt. Sobald er an Land war, musste er einen Hamam aufsuchen.

»Damit du am Zoll keine Unannehmlichkeiten hast, wird dich am Pasaport-Pier einer unserer Leute in Empfang nehmen. Danach aber bist du auf dich allein gestellt,

das ist zweckmäßiger so. Sobald du aus dem Hafen bist, gehst du in Richtung Basmane-Bahnhof und fragst in der Kuyumcular-Straße nach der Herberge Yemişçizade. Dort wartest du auf Nachricht von uns.«

Während Avinash das neue Leben, das er in der Stadt beginnen sollte, auf den Magen drückte, wand meine in Smyrna geborene und aufgewachsene Mutter sich vor Wehenschmerzen und wimmerte verzweifelt. Das Opium hatte seine Wirkung eingebüßt. Das Baby in ihrem Bauch hatte sich in ein wildes Tier verwandelt, das ihr mit spitzen Krallen den Bauch aufkratzte. Meine Mutter stand mühsam auf und wälzte sich wie ein trunkenes Fass zur Tür des verglasten Raums, in dem sie seit exakt drei Monaten, einer Woche und fünf Tagen eingesperrt war. Von der Terrasse hallte ihr Wehklagen hinunter ins Gästezimmer, in dem die armenische Hebamme Meline mit einem Beutel voller Goldstücke in der Hand gesenkten Hauptes bereit saß.

Der Hebamme gegenüber thronte in einem Samtsessel meine Großmutter. Ohne ihre Kaffeetasse abzustellen, zeigte sie mit ihrem spitzen Kinn an die Decke.

Es war so weit.

Und mein geheimnisvolles Leben, das sich über ein ganzes Jahrhundert erstrecken sollte, begann.

Der Gott der flüchtigen Zeit

Die Menschen, die mir den Namen Scheherazade verliehen, fanden mich eines frühen Morgens in ihrem jasminduftenden Garten ohnmächtig unter einem Maulbeerbaum, die Haare in seinen mächtigen Wurzeln verfangen. Meine Beine standen unter dem angesengten Rock hervor

wie eine einzige nässende Wunde, und dennoch spielte um meine Lippen unverkennbar ein leises Lächeln. Die Menschen dachten sich, hinter meinen geschlossenen Augen müsse ich etwas Schönes träumen. Wie ich durch das verriegelte Gartentor hatte hereinkommen können, war ihnen allerdings ein Rätsel.

Ich kann mich an all das erinnern. Auch damals war September. Die Akazien blühten, die Schulen öffneten wieder. Ich war siebzehn Jahre alt. Seit meinem Geburtstag war noch keine Woche vergangen. Im Maulbeerbaum steckte ein Drachen fest – auch er rot, wie alles in jener Nacht –, er regte sich im Wind, der von den Bergen zum Meer herabwehte. Der Boden unter mir war einladend, weich und feucht. Über meine Wange fuhren Engelsfinger. Irgendwo schlug eine Tür zu. Ich hörte, wie der Lauf einer Doppelflinte abgekippt wurde und wieder einrastete. Die Doppelflinte würde mir bestimmt das Gehirn zerschießen. Sollte sie nur. In jener Nacht schoss jeder auf jeden. Das Meer war voller Leichen. Alle aufgedunsen wie Luftballons.

In jenen Tagen waren wir mit dem Tod so vertraut, dass wir ihn nicht mehr fürchteten.

Verwunderlich war eher das Leben an sich. Mir fielen die Kinder ein, die zwischen den Leichen im Wasser zapelten, die kleinen Körper hinabgezogen von den vollgesogenen roten und grünen Kleidern. Die Jungen, die mit letztem Hauch den Kapitän eines europäischen Schiffes anflehten, an dessen Ankerkette sie hingen, die Mädchen mit Algen in den Haaren ... Wie sehr sie sich ans Leben klammerten! Ich dagegen hatte keine Kraft mehr.

Die Doppelflinte war auf mich angelegt.

Ich schloss die Augen.

In der Ferne weinte ein Kind.

Hinter meinen zusammengekniffenen Augen sah ich eine Frau auf dem schmalen, langen Deck eines Schiffes stehen. Ihr Haar war in zwei dicken Zöpfen um den Kopf geflochten, ihre gerunzelten Brauen von Schmachtlocken bedeckt. Dicht hinter ihr stand Avinash Pillai, die dunklen Arme um die schlanke Taille der Frau geschlungen, die er fest an sich zog. Auf den Wellen hüpfte der goldgelbe Widerschein der Flammen. Weinend lehnte die Frau ihr unbedecktes Haupt an die Schulter des Inders.

Sie hieß Edith Sofia Lamarck und war meine Mutter.

Das wusste ich damals allerdings noch nicht.

Edith war als jüngstes Kind Charles Lamarcks in Bornova aufgewachsen, in einem steinernen Herrenhaus inmitten eines riesigen Anwesens. Der an einem Hang angelegte Garten mit seinen Kamelien, Bougainvilleas und unzähligen Rosensorten reichte bis zu einem Zypressenhain. Als Kind währte Edith sich dort im Paradies. Bornova war von Bergen umgeben, deren Gipfel mit dem Himmelsblau verschmolzen. Die Kirsch- und die Granatapfelbäume im Garten schienen den Passanten zuzuwinken.

Ihrem Großvater lagen besonders die blauen, violetten und rosafarbenen Hortensien am Herzen, die er eigenhändig gepflanzt hatte. »Das sind meine Enkel«, pflegte er über die Blumen zu sagen, zwischen denen die kleine Edith gerne lag und zu den Wolken emporschaute. Eine der Wolken trug auf ihrem Rücken Kairos, den Gott der flüchtigen Zeit. Jener war in die Amazone Smyrna verliebt, die Gründerin der Stadt Smyrna. Jeden Tag schwebte er auf einer Wolke über den blauen Stadthimmel und grüßte zu den Urenkeln der schönen Amazone hinab. Smyrna war nicht nur schön, sondern auch stark und gerecht. Im Bogenschießen war sie unübertrefflich. Um beim Spannen des Bogens nicht behindert zu werden, hatte sie sich wie